

Constantza, die rumänische Hafenstadt am Schwarzen Meer

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Constanța,

die rumänische Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Bukarest liegt hinter uns, und wir durchfahren mit dem Eilzug von mittags ein Uhr bis abends acht Uhr in einer fast geraden Linie in östlicher Richtung die Donautiefebene. Wie ein schlafendes oder wie ein erstarrtes Meer breitet sie sich rechts und links aus. Ab und zu ein blaßblauer Strich oder ein blaßblauer Punkt am Horizont — ein Wald oder ein einzelner Baum. Die riesigen, sich unabsehbar erstreckenden Getreidefelder sind mit Ausnahme des Mais abgeerntet. Das Stroh ist zu gewaltigen, rechteckigen Haufen aufgeschichtet, die die Umrißlinie mächtiger Bauernhäuser haben und gegen welche die vereinzeltten Wohnhäuser daneben sich wie Gartenhäuschen ausnehmen. Ein paar armfelige bulgarische Schmhütten, dann wieder die leere Ebene, Felder, die abgeräumt werden, auf dem Feldweg die Kutsche des inspizierenden Großgrundbesitzers oder seines Verwalters.

Gegen Abend gelangen wir über Zufahrtsdämme und Viadukte von insgesamt 22 Kilometer Länge über die Donausümpfe zu der unter Carol I. von rumänischen Ingenieuren erbauten Eisenbahnbrücke. Es ist eine der größten Brücken der Welt, die hier bei Cernavoda über die Donau führt. In der Dämmerung läßt sich nur noch so viel erkennen, daß wir eine gleichsam urweltliche Landschaft durch-eilen, ein Strom- und Sumpfgebiet von riesigem Ausmaß.

Wer im Bukarester Bahnhof inmitten des buntschledigen Volkes auf den Zug nach Constanța wartet, denkt vielleicht mit etwas gemischten Gefühlen daran, daß er sich jetzt also ans Ende Europas begeben, in die öde Dobrudscha, an das böse Schwarze Meer. Wie überrascht ist er aber, wenn er noch am selben Abend vom Bahnhof die Hauptstraße hinunter durch das Stadtzentrum Constanças geht. Nicht am Ende Europas, sondern in einer kleineren sauberen Schweizerischen oder deutschen Stadt glaubst du zu wandeln. Bis eine Moschee dich wieder erinnert, wo du bist. So klar und scharf heben sich Kuppel und Minarett aus dem Nachtblau, als ob der Vollmond darüber stünde. Am Quai unten spritzt Gischt über das Geländer. Aus dem Dunkel der Nacht taucht weit draußen da und dort etwas Weißes auf, rückt breiter werdend rasch näher, und in Reihen wie eine Heerschar kommen die Wellen schäumend und immer aufs neue sich überstürzend dahergestürzt, um sich an der Quaimauer zu zerschlagen. Jetzt, da die Verkehrsgeräusche sich legen, dringt das Meeresrauschen an- und ab-schwellend durch die Straßen, in die Zimmer.

Constanța, eine griechische Gründung, von Barbarenhorden zerstört und von den Römern wieder zu neuem Leben erweckt, ist auf einer Steilküste erbaut, und weil einige



Constanța. — Steilküste des Schwarzen Meeres.

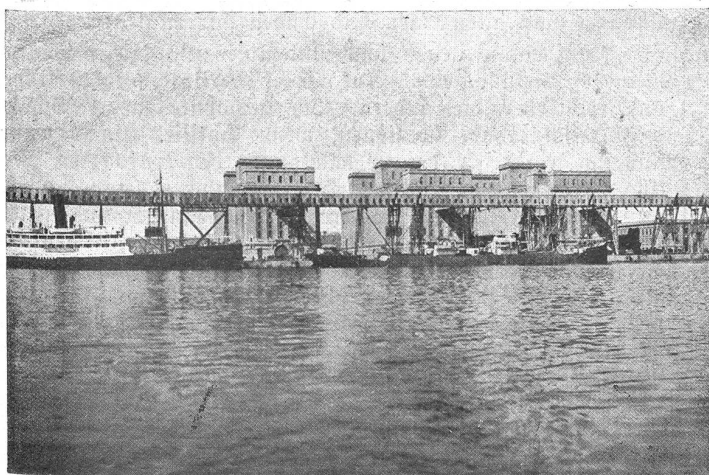
Häuser die Nase zuvorderst haben müssen und das Meer nie und nimmer Ruhe gibt, war in den Zeitungen von ein-stürzenden Häusern und versinkenden Straßenteilen zu lesen. Das war stark übertrieben, wenn es auch richtig ist, daß einige ältere Häuser geräumt werden mußten.

In Constanța haben die Petroleumgesellschaften und die großen Schiffahrtsgesellschaften ihre Bureaus. Hier finden sich Vize-Konsulate nahezu aller Länder, hier gibt es eine französisch-rumänische, eine belgisch-rumänische, eine italienisch-rumänische, eine griechisch-rumänische und noch viele andere Banken. Die geheiztesten Wesen in Constanța sind die Kutschenpferde; die Hälfte der Kutscher sind festtragende Türken. Constanța war einmal das türkische Küstendorf. Doid, seinerzeit hierher verbannt, und nun in Erz gegossen, sieht sinnenden Blickes auf die eleganten Herren herunter, die auf dem Hauptplatz vor der schönen Bürgermeisterei hin und her promenierend ihre Geschäfte besprechen, mit einer Kette aus Bernsteinimitation in der Hand, nicht für die Gattin, noch für die Geliebte bestimmt, sondern zur eigenen rührend kindlichen Spielerei. Namentlich die hier zahlreichen Griechen haben diese harmlose Gewohnheit. Straßenverkäufer rufen, jeder mit eigenem melodischem Tonfall, Trauben, Vogelhuhn, Nüsse, Petrol, Glas, Kipfel, Zeitungen und Blechwaren aus.

Constanța selbst hat, eben der Steilküste wegen, nur ein Miniaturstrandbad. Die eigentlichen Strandbäder sind bei Techirgiol, 17 Kilometer südlich der Stadt, bekannt durch die heilkräftigen Moor-bäder, und bei dem nördlich der Stadt gelegenen, von deutschen Bauern bewohnten Ort Mamaia. Diese beiden Badeanlagen liegen auf einem schmalen Landstreifen, der das Meer vom Techirgiol- bzw. vom Mamaia-See trennt, so daß man nach Belieben im See oder im Meer baden kann.

An Constanças Quai mit dem Ausblick auf das weite Meer steht das direkt am Wasser erbaute Kasino, tags besehen architektonisch eine Verförperung der sorgenlosen Lebens- und Genußfreudigkeit einer internationalen Welt, nachts im Mondschein ein Märchenpalast, bleich und stolz, die ewige Brandung zu Füßen.

Das Schwarze Meer zeigt fast jeden Tag, ja oft jede Stunde, ein anderes, immer wieder interessantes Gesicht. Die Tage, an denen es uns durch die Ruhe und das heitere Blau seiner glatten Fläche erfreut, sind nicht gerade häufig. Was für trübe Wasser sind da oft im Aufruhr, selbst dann, wenn freundlich wärmender Sonnenschein — und solcher fehlt auch nicht im Winter — zum Sitzen im Freien einladet! Zeitweilig scheint eine grau-grüne, gleichsam breite Masse zu toben, dann wieder — es hängt von der Dichte der Bewölkung ab — ist das Meer hellblau. Ist der Himmel aber wolkenlos, so



Constanța. — Getreidespeicher im Hafen. Von hier aus fahren komfortable Passagierdampfer in 12 Stunden nach Konstantinopel.

zeigt es sich dunkelblau, am Horizont schwarz; darüber ein rofiger Strich, die ferne Küste. Was mag es mit der dunkeln, mitunter tatsächlich schwarzen Färbung des Schwarzen Meeres für eine Bewandnis haben? Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die Tiefenschichten in ihrem Abfluß gehemmt sind; deshalb müssen dort auch sehr lebhaftes Fäulnis- und Zersetzungsvorgänge herrschen, wodurch denn auch die Tiefen vollkommen vergiftet sind.

Kolosse von Frachtdampfern, die stundenlang am Horizont stehen zu bleiben scheinen und schließlich doch näher gerückt sind, rufen drohend oder ängstlich wie ein Kind, das den Weg nach Hause nicht findet, nach dem Lotse. Die Hafeneinfahrt ist schmal und schwierig: Sandbänke auf der einen, felsiger Grund auf der andern Seite. Frachtschiffe aller Seefahrtstreibenden Nationen laufen den mit Einrichtungen modernster Konstruktion versehenen Hafen an; am stärksten vertreten sind die amerikanischen „Export Lines“. Ihre Dampfer bringen in großer Zahl Ford- und Buickautomobile. Hier ziehen 25 Mann eine Maschine für die rumänisch-amerikanische Petroleumgesellschaft rudweise vorwärts, dort werden Röhren und Eisenteile für diese große Gesellschaft ausgeladen. Aus dem Plojeschter Petroleumgebiet fließt das Erdöl durch eine 320 Kilometer lange Leitung in der Erde nach Constanza, wo es verfrachtet wird. Bauernwagen rumpeln zu den mächtigen Getreidesilos. Auch für den polnischen Ueberseeverkehr ist Constanza bedeutsam geworden. Eines der fünf großen Bassins des Hafens ist für die schönen rumänischen Post- und Salondampfer reserviert, welche den Personenverkehr nach Konstantinopel, Haifa, Jaffa, sowie nach Aegypten besorgen.

Geduckt wie kuschende Jagdhunde liegen auch fünf kleinere rumänische Kriegsschiffe vor Anker. Sie haben 1924 anlässlich des bolschewistischen Revolutionsversuches in Bessarabien gute Dienste geleistet. J. A. Bolmar.

Du — bist — brav.

(Aus den Erfahrungen einer Lehrerin.)

Es war an einem jungen, blauen Frühlingstag. Als neugebackene Lehrerin stand ich vor meinem Trüpplein Erstkläßler, drinnen in der alten und für mich doch so neuen Schulkube meines Dörfleins. Ihnen, die da lernten und mir, die lehrte, war alles jung und neu und frühlingsfroh. Jugendliche Begeisterung wehte wie Lenzluft durch den düstern alten Raum. Nur in der ersten Bank war ein kleines Menschenblümchen, das dieser Lenzwind nicht berührte. Es war mein kleiner Schüler Gottlieb, dem ich mit allen Künsten keine Antwort ablocken konnte. Sein zwerghafter Wuchs und das alte Großvatergesichtchen mahnten mich lebhaft an ein Heinzelmännchen. Die Kinder waren es bereits gewohnt, daß Gottlieb nie etwas wußte. Je länger dieser Zustand dauerte, desto mehr regte es mich auf. Die saftigsten „Donnerwetter“ hatte ich schon auf der Zunge, um sie über den verstockten Sünder loszulassen. Aber dann schaute mich Gottlieb mit seinen großen, grauen Augensternen immer so unendlich gutmütig und unschuldig an — und ich war entwaffnet. Sieh Gottlieb! Weiter Hans! Das war gewöhnlich das Ende meiner Anstrengungen mit dem stummen Schüler. Doch das Problem dieses Schülers beschäftigte mich auch außerhalb der Schule fortwährend.

Einmal, wie ich von der Schule heimkehrte, sah ich drunten am Dorfbach ein total verkrümmtes, laub- und blütenloses Bäumchen mitten in der Pracht des Bergfrühlings. Da mußte ich unwillkürlich an meinen Gottlieb denken. Wie so ein verkrüppeltes Bäumchen stand er da mitten im Frühling meiner Lehrtätigkeit, unter 60 andern Bäumlein, die stolz ihre ersten weißen Blüten trugen. Und was macht Mutter Natur mit solchen Sorgenkindern? fragte ich mich. Aber so lange ich auch beobachtend zum dürrn Bäumlein blickte, die Antwort war immer dieselbe: Nur ein Mittel hat die Natur, um ihre zurückgebliebenen Kinder

zu fördern: sie kühlt sie mit den Strahlen der Himmels-sonne so lange und so heiß und liebend, bis sie erwachen. Erst im Juli, als kein Bäumlein im Tal mehr blühte, trug das dürre Bäumlein seinen Blütenstaub. Aber schöner und herrlicher trug es ihn als alle andern. Ob auch die kleine Seele meines Gottlieb sich je einmal erschließen wird? fragte ich mich bange. Ich hatte wenig Hoffnung. Immerhin faßte ich den festen Vorsatz, meinem Schüler kein einziges böses Wort zu geben, sondern die Sonne der Liebe recht ausgiebig über ihm scheinen zu lassen.

Indessen war es Sommer geworden. Die Natur stand in der Vollkraft ihres Schaffens, und der kleine Geist meiner Siebenjährigen entwickelte sich hübsch. Die lähmende Hitze der Nachmittagsstunden setzte meinem Gottlieb zu. Mehrmals des Tages mußte ich den kleinen Schläfer wecken. Da kam wieder ein Sturm der Ungeduld über mich. Wie ein Gewitter, schwarz und drohend, zog es sich zusammen über dem Haupte meines Schülers. „Du bist ein Schaf“, sagte ich mir, „was sagen die Leute von dir, und was denken deine Schüler über diese, vielleicht schlecht angebrachte Hiobsgebuld?“ Am Ende ist Gottlieb trotz seiner Gutmütigkeit doch ein Schlaumeier, der deine Güte benützt, um so recht „faul“ sein zu können? Und siehe da! An einem dieser heißen Sommertage buchstabierten wir in der Schule das Wörtlein brav. Und als wir es draußen hatten, fragte ich meine Schüler, wer denn nach ihrer Ansicht brav sei. Sie nannten mir Vater und Mutter — den lieben Gott — die Großmutter — den Heiland — die Tante — den schwarzen Hofhund — den Heinrich — die Rake usw. und begründeten es mit einem kleinen Sätzchen. Die Antworten flogen nur so, bis ich sagte, es genüge jetzt und sie hätten ihre Sache gut gemacht. Aber da streckte in der ersten Bank der verstockte Schüler wahrhaftig sein kleines Fingerlein noch immer in die Höhe. Ich traute meinen Augen kaum und wagte kaum zu fragen. „Gottlieb, was möchtest du sagen?“ fragte ich endlich. Die Kinder machten lustige Gesichter, als sich das kleine Zwerglein langsam erhob, nachdem er erst dreimal auf der Bank hin und her gerutscht war. Aber seine Augen waren unverwandt auf mich gerichtet und strahlten wie zwei leuchtende Sonnen. Die Umgebung kümmerte ihn nichts. Mit unbeholfenem, aber lautem Stimmchen tönte es in die gespannte Kinderschar hinaus: Du — bist — brav! Das Lob galt mir. Ich war dieses Du, das alle andern Kinder bei ihrer Aufzählung vergessen hatten. Wieder wollten die Kinder in Lachen ausbrechen, aber ein strenger Blick unterdrückte die Lachsalve. Ernst sagte ich: Schaut, ihr habt alle gemeint, daß der kleine Gottlieb nie etwas wisse, und nun hat er etwas ganz Neues gewußt. Er hat eingesehen, daß auch der Lehrer und die Lehrerin brav sind; denn sie schenken ihr ganzes Leben den Kindern und denken den ganzen Tag an ihre Schüler. Freut es euch nun nicht, daß Gottlieb auch etwas gewußt hat? „Doch, Fräulein“, klang es von allen Ecken und Enden mir entgegen.

Nun war Gottlieb kein blütenloses Bäumlein mehr in meinem Wirkungsfelde. Auf die erste Blüte folgten froher und spontaner die andern. Ich gewöhnte meine Schüler daran, sich immer zu freuen, wenn Gottlieb etwas wußte und ihm zu helfen, daß er nachkomme. Er wurde der Liebling aller, und das brave „Heinzelmännchen“ gab sich alle Mühe, uns Freude zu machen. — Wie dankbar müssen wir doch sein, dachte ich oft, daß wir einen Gottlieb in der Klasse hatten; denn im Verkehr mit diesem Kinde, das die Natur so viel langsamer geschaffen als die andern, lernten meine Schüler Geduld haben und Liebe und Nachsicht üben im Verkehr mit ihren Mitmenschen. Durch die tägliche Praxis lernten sie das alles viel besser als durch alle Moral von acht Schuljahren; denn jede Tugend will nicht erlernt, sondern erübt werden. Ich habe durch Gottlieb praktisch erfahren, daß Liebe und Geduld erstklassige Erziehungsfaktoren sind — daß die Strenge erst in zweiter Linie kommt, wenn die Liebe versagt. („Eltern-Zeitschrift“)